



Filigran wie eine leicht ausgeführte Skizze: das Studentenhaus in Braunschweig  
Fotos Leonard Clemens

# Ein Haus für morgen und alle Tage

Wie die Zukunft der deutschen Architektur aussehen könnte – das erstaunliche Studentenhaus in Braunschweig



Die Architekten Gustav Düsing und Max Hacke

Manchmal passieren die spannendsten Dinge in der Provinz. Nicht in Berlin, wohin es fast alle jüngeren Architekten zieht, sondern in Städten wie Braunschweig. Dort steht seit Kurzem ein Haus, wie man es so noch nicht gesehen hat: ein feiner Pavillon, dessen Konstruktion so filigran ausgeführt ist, dass man denken könnte, hier sei eine leichte Skizze gerade erst dabei, sich zu manifestieren. Man weiß auf den ersten Blick nicht, wie groß das Haus ist, das abstrakte Raster könnte man sich auch kleiner oder größer vorstellen. Ist das ein luxuriöses, großes Privathaus, das an einem kleinen, idyllisch plätschernden Fluss steht, oder ein eher kleines öffentliches Gebäude?

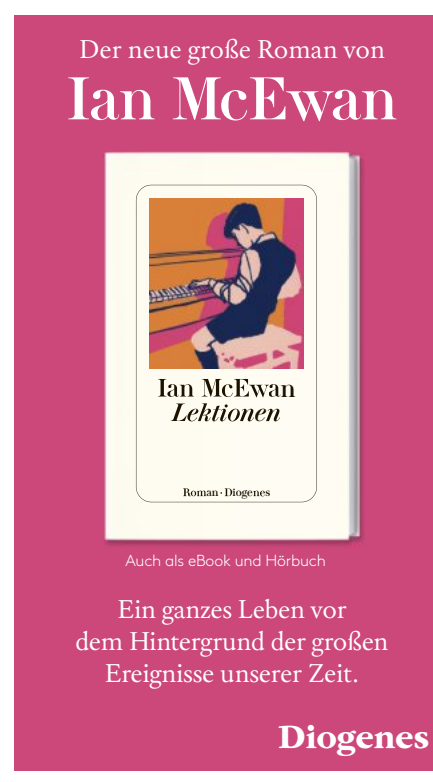
Antwort zwei ist richtig: Das neue Haus – das erste, das die gerade einmal Anfangsdreißig-jährigen Architekten Max Hacke und Gustav Düsing entworfen haben – soll auf 1000 Quadratmetern Raum schaffen für gut 160 Studierende, die hier arbeiten, diskutieren, ausruhen, miteinander frühstücken und Mittagessen, kurz, den Tag verbringen werden. Und wenn man genauer hinschaut, gibt es ein paar erstaunlich gut aussehende Antworten auf zwei der drängenden Fragen der Gegenwart, nämlich einerseits auf die, wie in Zukunft öffentliche Bauten und Räume gebaut werden könnten; andererseits auf die, wie man wirklich so bauen kann, dass das Modewort Nachhaltigkeit nicht nur als blasse Floskel an der Fassade klebt.

In einer Zeit, in der immer deutlicher wird, welche desaströse Rolle die Errichtung und der Betrieb von Gebäuden für den Klimawandel spielen, stellt sich bei jedem Neubau, egal wie gut er aussieht, immer die bohrende Frage, ob überhaupt gebaut werden sollte, und wenn, dann wie. Sogar die Interessensvertretungen der Architekten sehen das Bauen mittlerweile so kritisch wie nie zuvor. Der Bund Deutscher Architekten hat vor einer Woche ein „Abriss-Moratorium“ gefordert, die Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung betont in ihrer klugen „Berliner Erklärung“, dass „Umbau und Modernisierung prinzipiellen Vorrang vor Abriss und Neubau“ haben müssten, und wenn, dann solle möglichst ressourcenschonend und im Sinne der Kreislaufwirtschaft gebaut werden. Was für viele Architekten und Politiker mittlerweile fast automatisch heißt: mit Holz. Wobei Holz nicht ewig hält und langfristig betrachtet vielleicht sogar in manchen Bereichen weniger nachhaltig ist als der oft zusammen mit dem Beton als Hauptschuldiger der ökologischen Baumisere ausgemachte Stahl.

Aber ist Stahl wirklich immer ein Problem – auch wenn man ihn so verwendet, wie es Düsing und Hacke tun? Ihr Studentenhaus ist komplett demontierbar und modular aufgebaut; alle Träger haben die gleiche Länge und identische Anschlüsse, alles ist bloß verschraubt und nicht verschweißt, was bedeutet, dass man es irgendwann komplett abbauen und woanders in einer ganz anderen Form wieder

zusammenschrauben könnte. Man muss sich den Bau wie einen alten Märklinbaukasten vorstellen, dessen konstruktive Elemente – hier ist alles aus den gleichen erstaunlich schmalen, nur 10 x 10 Zentimeter dicken Stahlprofilen zusammengesetzt – theoretisch noch in Jahrhunderten

ANZEIGE



für die verschiedensten Nutzungen neu verwendet werden können. Was auf lange Sicht vielleicht nachhaltiger ist als ein dogmatisch komplett aus verschiedenen behandelten Hölzern errichtetes Haus. Allerdings verwenden auch Düsing und Hacke Holz für die eingehängten Decken, was dem Bau eine angenehm warme Atmosphäre verleiht. Durch die engen Stützraster von drei mal drei Metern entsteht der Eindruck, durch einen Wald von dünnen Stämmen zu wandern, und obwohl das Haus rundum verglast ist und so Teil der Landschaft wird, bieten die drei Meter hohen Räume behagliche Rückzugsräume, während die nach oben verglasten sechs Meter hohen zweigeschossigen Gemeinschaftsräume die Funktion von gebauten Lichtungen übernehmen, auf denen man sich treffen kann – und in die tatsächlich auch frische Luft weht.

Am Tag, wenn sich die Bäume und die Umgebung in der Fassade spiegeln, wirkt das neue Haus wie ein Bild, das in seiner Umgebung verschwindet, in der Dunkelheit löst sich die Fassade auf, das Innenleben des Baus leuchtet freigelegt in die Nacht hinein, man sieht die Studentinnen und Studenten an der Espressobar sitzen oder Bücher lesen.

Es sind auch die Details des nur 5,2 Millionen Euro teuren öffentlichen Baus, die das Haus besonders machen. Das ganze Bauwerk ist „Eco Minimalism“, kein bisschen Material ist überflüssig an diesem Skelett, das umlaufende Dach verschattet das Innere im Sommer und verhindert die

Aufheizung, und weil das Haus neun Eingänge hat, fallen lange Zubringerflure weg. Dafür, dass man in dem offenen Allraum ungestört lernen kann, sorgen Akustikdecken und dicke Vorhänge, die Vortragsräume abtrennen. Die Möbel können quer durchs Haus getragen und zu langen Tafeln, Vortragsäulen oder für Diskussionsrunden zusammengestellt werden.

So leicht und flexibel wurde bisher in der Regel nur in Japan gebaut; das neue Studentenhaus erinnert an die weißen superdünnen Stahlraster, wie man sie in den Häusern von Sou Fujimoto findet. Man kann in Hackes und Düsings Bau aber nicht nur japanische, sondern auch Echos der um Leichtigkeit und Offenheit bemühten Architektur der jungen Bundesrepublik finden, in der nach dem architektonischen Theaterdonner der Nazi-Ära Sep Ruf und Frei Otto mit ihren leichten Bauwerken am Bild einer offenen und zugänglichen Gesellschaft arbeiteten. Auch in Braunschweig, in direkter Nähe des neuen Studentenhauses, sind Bauwerke aus dieser Zeit zu finden, etwa das 1961 eröffnete Audimax des Architekten Friedrich Wilhelm Kraemer, dessen formale Qualitäten Hacke und Düsing ins Heute weiterführen.

Die Referenzen an diese Zeit sind aber nicht nur formale. Das Studentenhaus knüpft auch an einen Moment in der Geschichte der Bundesrepublik an, an dem der Staat mit öffentlichen Bauten wie Schwimmbädern, Bibliotheken, Jugendzentren, Suchtpräventionsorten und Bildungseinrichtungen die Infrastruktur für eine zufriedene Bevölkerung stellte, in der jeder Zugang zu Bildung und sozialem Leben und Aufstiegsmöglichkeiten hatte. Die Investitionen in diese Orte wurden in den Kohl-Jahren drastisch heruntergefahren, mit den bekannten üblen Konsequenzen: verödete Dörfer, abgehängte Bevölkerungsschichten ohne soziale Aufstiegschancen. Laut einer während der Pandemie in Davos vorgestellten Studie des nicht gerade als linksradikal geltenden Weltwirtschaftsforums schneidet Deutschland im europäischen Vergleich bei der Frage sozialer Aufstiegschancen erstaunlich schlecht ab; das Forum bemängelt unter anderem Ungleichheit bei Bildungschancen und Probleme bei der Entlohnung. So gesehen ist die Investition in Bildungsarchitektur notwendiger denn je.

Aber auch auf die Frage, in welchen Räumen man sich warum in Zukunft treffen will, wird man ein paar überzeugende neue Antworten suchen müssen, wenn die klassischen Gründe, in die Stadt zu kommen (Arbeit, einkaufen und abends ins Kino gehen), immer häufiger online erledigt werden. Wie sieht die Zukunft des öffentlichen Lebens und der Räume aus, in denen man sich trifft? Wenn sie so ähnlich aussehen werden wie dieses Haus hier, wird man sich vor dem Wandel jedenfalls nicht fürchten müssen. NIKLAS MAAK

FORTSETZUNG VON SEITE 33

## In Verwandlung

Ich hatte immer wieder das Verlangen danach. Als mein Vater todkrank im Krankenhaus lag und meine Mutter arbeiten gehen musste, kam ich in ein Kinderheim. Das hat sich wirklich eingebraunt. Meine Mutter geht weg, ich glaube, ich schreie ihr hinterher, sie kommt unter Tränen noch mal zurück. Und dann bin ich plötzlich in einer Totalfremdung. Man bekam seine letzte Identität genommen, seine Kleidung. Und das war wie eine, wie nennt man so was ...

**Auslöschung der eigenen Identität?** Ja, Auslöschung von Identität. Und so, bilde ich mir ein, kann es sein, dass dadurch das Verlangen entstand, mich später in jeweils anderen Rollen neu zu erfinden, sich dem immer wieder auszusetzen und sich dann auch zu behaupten.

**Als Sie sich auf die investigative Rolle des „Bild“-Journalisten Hans Esser vorbereiteten, spielte da auch Bölls „Verlorene Ehre der Katharina Blum“ eine Rolle?**

Sicher auch. Aber ich hatte noch von viel härteren Fällen erfahren. Ich habe der „Bild“-Zeitung drei Bücher gewidmet: „Der Aufmacher“, „Zeugen der Anklage“ und „Bildstörung“. Ich habe Abschiedsbriefe von Menschen, die sich nach deren Verleumdungsgeschichten umgebracht haben. Von daher konnte man „Bild“ eine „professionelle Fälscherwerkstatt“ oder „Zentralorgan des Rufmordes“ nennen.

**Bevor Sie in der Hannoveraner Redaktion der „Bild“-Zeitung Hans Esser wurden, wohnte Wolf Biermann bei Ihnen hier in Köln. Er war nach seiner Ausbürgerung aus der DDR 1976 bei Ihnen eingezogen. Waren Sie befreundet?** Wir hatten uns vorher schon in der DDR kennengelernt und überlegt, ob wir nicht auf ein gemeinsames Buch hinarbeiten: unsere Verwandtschaft als Dissidenten in unterschiedlichen Systemen, seitenverkehrt. Als Wolf ausgebürgert wurde, rief er bei mir an, ob er bei mir wohnen könnte. Und das war, von

Mensch zu Mensch, eine große Freude. Wir wurden von da an dauerüberwacht von einem ganzen Trupp. Später kam ein „Bild“-Redakteur, der in Ungnade gefallen war, und hat sich anvertraut, denn er war dabei, wie sie bei uns hier über Tage die Telefone abhörten.

**Der kam dann hierher?** Der kam hierhin und hat die wortwörtlichen Abhörprotokolle von damals vorgelegt. Ich dachte, das kann doch nicht wahr sein. Und der sagt: „Ja, wir haben das hier über Tage abgehört über eine Fangschaltung.“ In „Zeugen der Anklage“ ist das alles belegt und zitiert. Heinz Willmann, so sein Name, wurde seitdem seines Lebens nicht mehr froh. Über einen Mittelsmann wurde ihm angeboten, eine neue Existenz aufzubauen, zum Beispiel in Brasilien. Er wurde mehrfach bedroht, auch zusammengeschlagen und dann in seiner Wohnung tot aufgefunden. Er war CSU-Mitglied, hatte auch eine Zeit lang als Zuträger für den BND gearbeitet und war dabei, ein Buch zu seinen Erfahrungen über das Zusammenspiel von Bundesnachrichtendienst und Medien zu schreiben. Vorübergehend hatte er sich im Haus meines Verlegers am Starnberger See versteckt. Sein Vater war der Überzeugung: „Die haben ihn umgebracht, umbringen lassen.“ Der Fall wurde zu den Akten gelegt. Man

müsste das eigentlich noch mal aufröhlen. Derjenige, der im Verdacht steht, ein Nachrichtenhändler, der auch in Krisengebiete Waffen flog, der lebt noch.

**Gerade ist eine Neuauflage von „Der Aufmacher“ erschienen, mit einem Nachwort des ARD-Journalisten Georg Restle. Der schreibt: „Die ‚Bild‘ ist längst nicht mehr, was sie mal war. Die Auflagen tief gesunken, die Pin-ups verbannt, ein Chefredakteur gefeuert, unter anderem, weil er Berufliches und Privates nicht klar getrennt hat.“ Und: „Die männliche Autorität und Durchsetzungskraft hat ausgedient.“ Das ist doch stark verharmlosend.** Für mich hat „Bild“ nicht mehr das Ausmaß an Desinformation, an Menschenrechtsverletzung, ich würde so weit gehen, an Vernichtungswillen wie früher. Und auch das Zerstörungspotential ist geringer. Aber immer noch schlimm genug. Bei dem ehemaligen Chefredakteur Reichelt finde ich bedauerlich, dass er wegen seiner sexuellen Übergrifflichkeiten entlassen wurde und nicht wegen seines journalistischen Hau-drauf-Stils.

**Sie haben nicht nur Wolf Biermann hier aufgenommen oder Shahin Najafi, der von der Fatwa bedroht war, sondern auch Salman Rushdie.**

Er hat 1993 hier im Anbau gewohnt. Wir wurden rund um die Uhr von den Sicherheitsleuten bewacht. Einer schlief sogar auf einer Parkbank, als Obdachloser getarnt. „Sicherheitsstufe 1“, das hieß, mit einem Anschlag muss gerechnet werden. Vor unserem Haus standen gepanzerte Fahrzeuge. Und dann haben wir uns schon mal erlaubt, in ein Gartenrestaurant am Rhein zu gehen. Da gab's einen tunesischen Kellner, der Rushdie erkannte und sagte: „Hören Sie, ich könnte mir das Kopfgeld bei der iranischen Botschaft abholen, ich finde das abseuchlich, was man hier veranstaltet!“ Daraufhin habe ich Salman Rushdie vorgeschlagen, ihn mit zu meiner Maskenbildnerin zu nehmen: „Ein paar Kleinigkeiten, und dich erkennt keiner mehr.“ Aber das war – verständlich – nicht sein Weg. Es wäre für ihn eine Selbstaufgabe gewesen.

**Wenn Sie jetzt jünger wären, wo würden Sie undercover hingehen?** Womöglich Amazon, eine beherrschende, in sich geschlossene „brave new world“, wo allzu viele voll drauf abfahren.

Von Günter Wallraff sind gerade Neuauflagen seiner Bücher „Der Aufmacher“ und „Ganz unten“ erschienen (Kiepenheuer & Witsch) und bei Reclam der Band „Im Einsatz für Aufklärung und Menschlichkeit – Existenzielle Erfahrungen und Ermittlungen“.



Günter Wallraff 1980 in Bonn, drei Jahre nach Erscheinen seines „Bild“-Buchs „Der Aufmacher“.

Foto Picture Alliance